

## DDR-Prosa. Einführung

### *Zur Spezifik der DDR-Literatur*

DDR-Literatur war und bleibt zuallererst ein gewichtiges Teilmoment der deutschsprachigen Literatur im 20. Jahrhundert. Diese banale Tatsache bedürfte keiner Erwähnung, hätte es nicht bis in die unmittelbare Gegenwart hinein immer wieder Deutungsmuster gegeben, die diese Literatur überwiegend aus den politischen Umgebungsvariablen herleiteten, sie damit als ideologische Surrogate behandelten und ihre Hervorbringer als „Dichter im Dienst“ (vgl. Lothar von Ballusek: „Dichter im Dienst. Der sozialistische Realismus in der deutschen Literatur“, Wiesbaden 1956).

Die Verpflichtung des DDR-Schriftstellers auf die „Schreibweise“ des „Sozialistischen Realismus“, auf allen Parteitagungen der Staatspartei gebetsmühlenartig als Trias von „Volksverbundenheit, sozialistischem Ideengehalt und Parteilichkeit“ beschworen und im Statut des Schriftstellerverbandes im Doppelsinn des Wortes festgeschrieben, erweist sich im Blick des Historikers als Schwundgeschichte. Und zwar auf beiden Seiten, auf der Seite der Herrschenden wie auf der Seite der Angeherrschten. Wurden in den 1950er Jahren noch umfangreiche Anforderungskataloge an Prosaautoren unter den Auspizien eines Shdanow oder Lukacs mit optimistischer Konfliktlösung und positivem Helden bei Abweis wechselweise „formalistischer“, „modernistischer“ oder „harter“ Schreibweisen erstellt, nahm der Vorgabeneifer seit den 1960er Jahren kontinuierlich ab – mit Rückschlägen wie dem berüchtigten 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965. Die Verdikte gegen kritische Autoren nach der Biermann-Ausbürgerung waren bereits rein politischer Natur. Ein letzter Versuchsballon, stellvertretend für das Politbüro des ZK der SED auf einer Kulturkonferenz der Jugendorganisation „Freie Deutsche Jugend“ 1982, missliebige Autoren wie Heiner Müller, Volker Braun, Uwe Kolbe aufgrund pseudoästhetischer Vorwürfe wie „Pessimismus“ oder „Dekadenz“ zu maßregeln, lief nicht nur ins Leere, sondern zei-

tigte eine so nicht erwartete Gegenreaktion aus der Gesellschaft. Ein allerletzter Versuch 1985, wenigstens die zumeist an Universitäten angestellten Germanisten für eine Kampagne gegen Volker Brauns „Hinze-Kunze-Roman“ zu gewinnen, scheiterte kläglich. Die Kulturideologen befanden sich endgültig in der Defensive, was auf dem X. Schriftstellerkongress 1987 offenbar wurde, als Günter de Bruyn und Christoph Hein vehement die Abschaffung der Zensur forderten und auf keinen nennenswerten Widerstand der Kulturbürokratie mehr stießen. Dieses Aufbegehren von Autoren war auch als symbolträchtiges Zeichen einer langwierigen Desillusionierung und eines Emanzipationsprozesses von Bevormundung und Gängelei zu lesen. Es ist aber auch dies nicht zu unterschlagen: Eine Mehrheit der in der DDR lebenden Autorinnen und Autoren unterstützte aus guten Gründen den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft mit der Perspektive eines gerechten, freien und menschengemäßen Gemeinwesens. Je mehr der Zauber eines neuen Anfangs und die Aufbaueuphorie der frühen Jahre schwand (1950er Jahre), desto mehr gerieten die innersozialistischen Widersprüche in den Fokus der Autoren (1960er/1970er Jahre). Je mehr diese Widersprüche als „gestockte“ (Franz Fühmann), nicht mehr entwicklungsöffene und als versteinerte (Gerhard Wolf) wahrgenommen wurden, desto mehr geriet die gesamte Gesellschaftskonstruktion in die Kritik und weitete sich zu einem Befragen des zivilisatorischen Zustands der Industriegesellschaften (1980er Jahre).

Die Spezifik der DDR-Literatur kann also wesentlich aus den Spannungen zwischen Literatur, Gesellschaft und Staatsverfasstheit hergeleitet werden, erschöpft sich selbstredend nicht darin. Da diese Literaturverhältnisse nach 1989 überschaubar aufgearbeitet wurden, mögen deshalb an dieser Stelle stichwortartige Verkürzungen hinreichen, um diese außerliterarischen Rahmenbedingungen anzudeuten:

- DDR-Literatur war per se gesellschaftspolitisch relevant, noch in jeder Verweigerungsform, sich mit dem Herrschaftsdiskurs auseinanderzusetzen;
- DDR-Literatur hatte in praxi stets mit Formen der direkten und indirekten (über Papierkontingente etc.) Zensur sich ins Vernehmen zu setzen;

- DDR-Literatur hatte stets Ersatzfunktionen in einer reglementierten und eingeschränkten Öffentlichkeit wahrzunehmen, bis bei gleichzeitiger Expansion von thematisch orientierten Realitätsdarstellungen (Homosexuelle, Alkoholiker, Funktionärsalltag etc.) in den 1980er Jahren der Überdruß an dieser auch vermehrt reflektiert abgewiesen wurde.

### *DDR-Erzählprosa in geschichtlicher Hinsicht*

So unabdingbar es ist, die von Anfang bis Ende der DDR vorherrschenden strukturellen Eingesenktheiten von DDR-Literatur in staatliche und gesellschaftliche Zusammenhänge hervorzuheben, so wichtig ist die genauere geschichtliche Verortung literarischer Prozesse. Hinsichtlich der erzählenden DDR-Literatur bedeutet dies, den Wandel von dominanten Funktionszuschreibungen, von thematischen Schwerpunktsetzungen, von Erzählweisen in das Blickfeld zu nehmen. Unter diesen Gesichtspunkten lassen sich drei Phasen voneinander unterscheiden, die im Folgenden skizziert seien.

#### *Herausbildungsphase:*

##### *Von der Aufbau-Literatur bis zum Bitterfelder Weg (1949 bis 1960)*

Die frühe DDR-Literatur wurde geprägt von Autoren und Autorinnen, die, aus dem Exil heimkehrend, bewusst Ostdeutschland als Arbeits- und Lebensort wählten (Johannes. R. Becher, Bertolt Brecht, Anna Seghers, Arnold Zweig, Friedrich Wolf u.a.), bzw. von Autoren, die Jahre in KZs verbrachten wie Bruno Apitz, Otto Gotsche u.a. Diese Biografien lassen begreifbar erscheinen, warum sie den kulturpolitischen Auftrag der politischen Führung zur Umerziehung zumindest des ostdeutschen Teilvolkes akzeptierten und aktiv aufgriffen. Die DDR-Literatur der 1950er Jahre wurde durch diesen Erziehungsauftrag selbst bei weltberühmten Autoren wie Bertolt Brecht oder Anna Seghers dominiert; die pädagogische Funktionssetzung bedingte weithin einen didaktischen Grundgestus des Erzählens. Drei thematische Hauptstränge in dieser Phase der DDR-Literatur sind hervorzuheben: versuchte Epochenbilanzen im Gesellschaftsroman, Auseinandersetzung mit Krieg und Faschismus in Roman und Erzählung, Schilderungen des sozialistischen Aufbaus in Stadt und Land in Roman, Erzählung und Reportage.

Nicht zuletzt der Zivilisationsbruch in der Zeit des Faschismus bewog zu episch breit angelegten Besichtigungen des Zeitalters, so bei Anna Seghers („Die Toten bleiben jung“, 1949), Willi Bredel („Die Väter“, 1948; „Die Söhne“, 1949; „Die Enkel“, 1953), Hans Marchwitza („Die Heimkehr der Kumiaks“, 1952; „Die Kumiaks und ihre Kinder“, 1959). Diese Romane folgten bereits weitgehend den Doktrinen des „Sozialistischen Realismus“ mit der Hervorhebung des angeblich „Typischen“, mit „positivem Helden“ und optimistischen Geschichtsausblick. Zum bleibenden Bestand der deutschen Literatur dürften sie kaum gezählt werden können.

Die literarische Auseinandersetzung mit Faschismus und Krieg ist in den 1950er Jahren wesentlich auf das Erzählen von Geschichten des antifaschistischen Widerstands und von Geschichten der Wandlung ehemaliger Nazis und Mitläufer insbesondere durch die Kriegserfahrungen konzentriert. Stephan Hermlins Erzählungsbände „Die Zeit der Gemeinsamkeit“ (1950) und „Die erste Reihe“ (1951), Bodo Uhse Roman „Die Patrioten“ (1954), Ludwig Renns Erfahrungsbericht „Der spanische Krieg“ (1955) und natürlich der in etlichen Auflagen erschienene Roman „Nackt unter Wölfen“ (1958) von Bruno Apitz würdigten den antifaschistischen, insbesondere kommunistischen Widerstand gegen das nazistische Regime als wahren Patriotismus und damit vorbildhaft. Die Hauptfiguren in Erich Loests „Jungen, die übrig blieben“ (1950), in Herbert Ottos Roman „Die Lüge“ (1956), Franz Fühmanns Erzählungsband „Kameraden“ (1955) oder in Dieter Nolls viel gelesenen Roman „Die Abenteuer des Werner Holt“ (1960) waren junge Wehrmachtsangehörige, die sich durch ihre Kriegserlebnisse und/oder in der Gefangenschaft von der eingepflichten Nazi-Ideologie zu entfernen begannen und in einen Läuterungsprozess eintraten.

Die erzählende „Aufbau“-Literatur der 1950er Jahre war der literarische Ort des pathetisch oder nüchtern beschworenen „Neuen“: Neuaufbau, neue – befreite – Arbeit, neue Gesellschaft und „Neuer Mensch“ waren die entsprechenden Leitvokabeln. Eduard Claudius' Roman „Menschen an unserer Seite“ bildete den Auftakt für eine ganze Reihe von „Produktion“-Romanen wie Maria Langners „Stahl“ (1952), Hans Marchwitzas „Roheisen“ u.a. – Auftragsliteratur von zweifelhafter ästhetischer Qualität. Das Thema „Arbeit“ allerdings wird ein zentrales

der DDR-Literatur bleiben, später aber unter anderen Auspizien. Übergänge zu erweiterten Fragestellungen deuteten sowohl Anna Seghers Roman „Die Entscheidung“ (1959) wie auch Adolf Endlers „Weg in die Wische“ (1960) oder Franz Fühmanns Erzählung „Kabelkran und Blauer Peter“ (1961) an. Die 1. Bitterfelder Konferenz 1959, die unter der Losung „Greif zur Feder, Kumpel! Die sozialistische deutsche Nationalkultur braucht Dich!“ den offenkundigen Irrweg einer Symbiose von Laien- und Berufsschriftstellerliteratur propagierte, wurde allerdings von durchgesetzten und sich durchsetzenden Autorinnen und Autoren als Herausforderung angenommen.

### *Konsolidierungsphase:*

#### *DDR-Prosa in der Entdeckung und ästhetischen Formierung inner-sozialistischer Widersprüche (1960 bis Mitte der 1970er Jahre)*

Brigitte Reimanns kleine Erzählung „Ankunft im Alltag“ (1961) erwies sich für die Literaturgeschichtsschreibung in dreifacher Hinsicht als symbolischer Glücksfall: *Erstens* stand die 1933 geborene Autorin für eine neue Generation von Erzählern und Erzählerinnen, die in den 1960er Jahren die Diskurshoheit auch in den nunmehr vermehrt stattfindenden literarischen Diskussionen übernahm und wesentlich – die KLG-Auswahl bestätigt dies – das Profil der DDR-Literatur prägte: Zu dieser Autorengruppe zählen u.a. Christa Wolf, Hermann Kant, Werner Bräunig, Irmtraud Morgner, Jurek Becker, Klaus Schlesinger, Volker Braun, Erik Neutsch, Karl-Heinz Jakobs, Günter de Bruyn, Fritz Rudolf Fries, Alfred Wellm, Werner Heiduczek. *Zum Zweiten* ließ sich die Literaturwissenschaft aus dem Titel das erste Wort für den umfassenderen Begriff „Ankunftsliteratur“. Gab es bis zum 13. August 1961 noch die Möglichkeit, sich aus dem Staat gen Westen zu entfernen, wurde diese nun im Sinne des Wortes verbaut, es blieb realistischerweise, sich wie auch immer zu arrangieren. Mehr noch: Da die meisten jungen Schriftsteller den Mauerbau als vorübergehend angenommene Maßnahme zur Stabilisierung der DDR akzeptierten, waren sie bereit, sich für die neue Gesellschaft zu engagieren. „Ankunft“ hieß deshalb auch „Ankunft im Sozialismus“. Orchestriert wurde dieses Engagement durch eine neue Wirtschaftspolitik, die die Verantwortung der Wirtschaftssubjekte stärkte (1963 „Neues Ökonomisches System der

Planung und Leitung“ – „NÖSPL“ genannt), auch durch eine liberalere Neuausrichtung der Jugend- und Kulturpolitik. Die unter dem Begriff „Ankunftsliteratur“ subsumierten Erzählungen und Romane der 1960er Jahre weisen erstaunliche Parallelen in den Sujets auf: Zumeist sehr junge Hauptfiguren beiderlei Geschlechts, angekommen in Produktionsstätten oder Großbaustellen, geraten in Konflikte zwischen beharrenden und vorwärtsstrebenden Kräften, gern auch zwischen „einfachen“ Arbeitern und Vertretern der Leitungsebenen. Sie sind gezwungen Entscheidungen zu treffen, verlieben sich und reifen in den Kämpfen, die sie bestehen müssen. Unschwer ist das Großmuster des Entwicklungsromans zu erkennen. Anders aber als in den Romanen der 1950er Jahre sind die Hauptfiguren nicht idealtypisch angelegt, sondern als widersprüchliche Gestalten mit Ecken und Kanten. Zur Ankunftsliteratur zählen Bücher wie Karl-Heinz Jakobs' „Beschreibung eines Sommers“ (1961), Christa Wolfs „Der geteilte Himmel“ (1963), Erik Neutschs „Spur der Steine“ (1964), Hermann Kants „Die Aula“ (1965). Bereits 1965, noch vor dem berüchtigten 11. Plenum, zeigte sich, dass zu viel Realitätsgehalt und Widersprüchlichkeit den Parteioberen denn doch nicht recht war: Irmtraud Morgners „Rumba auf einen Herbst“ (1964) wurde eingestampft, Fritz Rudolf Fries' Roman „Der Weg nach Oobliadooh“ (1966) konnte nur in der BRD erscheinen, Werner Bräunigs „Rummelplatz“ (1965) blieb Fragment, nachdem die SED-Führung nach dem Vorabdruck eines Kapitels in der Zeitschrift „neue deutsche literatur“ eine wahre Schlammschlacht gegen Autor und Text initiierte.

*Zum Dritten* erlangte das zweite Substantiv in Brigitte Reimanns Titel programmatische Bedeutung: die Hinwendung zum wirklich gelebten Alltag. In dieser Hinsicht sind die Erzählbände Erwin Strittmatters („Schulzenhofer Kramkalender“, 1966; „Ein Dienstag im September“, 1969) ebenso zu erwähnen wie Günter de Bruyns Erfolgsroman „Buridans Esel“ (1968), Christa Wolfs „Nachdenken über Christa T.“ (1969) und Werner Bräunigs Geschichtenband „Gewöhnliche Leute“ (1971). Den Alltag gewöhnlicher Leute literarisch zu erfassen implizierte zugleich den Abweis von Typisierungen wie auch der von der Partei Ende der 1960er Jahre eingeforderten „Sicht des Planers und Leiters“. Was Christa Wolf Mitte der 1960er Jahre im Essay „Lesen

und Schreiben“ im entwickelten Begriff „subjektive Authentizität“ als eigenes Schreibprinzip kristallisierte, sollte fürderhin für wesentliche Teile der DDR-Literatur verbindlich sein: erfahrungsgestütztes Erzählen aus bewusst subjektiver Perspektive, eine „Prosa der uneingepassten Subjektivität“ (Wolfgang Emmerich). In der Folge differenzierte sich DDR-Prosa in zweierlei Hinsicht weiter aus: in neuen Thematisierungen wie anthropologischen Fragen oder den Mühen weiblicher Emanzipation in der Arbeitsgesellschaft, genereller den Kollisionen von individuellem Glücksbegehren und gesellschaftlichen Widernissen, wie auch in der Suche nach neuen Erzählmöglichkeiten: Gegen die in den 1960er Jahren nach wie vor periodisch ausgesprochenen Moderne-Verdikte seitens der politischen Führung setzte eine „ästhetische Emanzipation“ (Werner Mittenzwei) ein, die eine zunächst vorsichtige Öffnung zur literarischen Moderne implizierte: Rasche Perspektivwechsel in der Erzählhaltung, Einbau phantastischer Elemente, innerer Monolog, Montage und Collage als Techniken seien als Indizien genannt. Trotz nochmaliger kulturpolitischer Regressionsphase nach dem 11. Plenum zwischen 1965 und 1970 entwickelte sich bis Mitte der 1970er Jahre eine vielfältige literarische Landschaft des Erzählens, die auch millionenfach von den Lesern schätzen gelernt wurde. Prosaetüden mit selbstbewusst-provokantem Grundimpetus wie Volker Brauns „Das ungezwungene Leben Kasts“ (1972) und „Unvollendete Geschichte“ (1975), Ulrich Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“ (1972), Brigitte Reimanns „Franziska Linkerhand“ (1974) oder Gerti Tetzners „Karen W.“ (1974) avancierten zu literarischen Publikumserfolgen, was vor allem hieß: Über sie wurde privat und/oder öffentlich leidenschaftlich gestritten, weil sie existenzielle Lebensfragen der Leser berührten.

### *Desillusionierung und Zivilisationskritik – DDR-Prosa zwischen 1976 und 1989*

Die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann im November 1976 stellte insofern auch eine Zäsur für die Erzählliteratur in der DDR dar, als sie die Illusionen verständiger Gestaltbarkeit der Widersprüche zwischen Individuum und Gesellschaft, Geist und Macht, Utopie und Realität zerstob. Was nun vorlag, waren Aporien, Dissonanzen,

Dispersionen – und ein rapides Schwinden gesellschaftlichen Hoffnungspotenzials. Zudem setzte ein Aderlass ohnegleichen ein: Thomas Brasch, Günter Kunert, Erich Loest, Sarah Kirsch, Klaus Schlesinger, Jurek Becker, Hans-Joachim Schädlich, Wolfgang Hegewald, Stefan Schütz, Monika Maron, Katja Lange-Müller u.a. verließen die DDR nach 1976 gen Westen, wurden aber, wie etwa Günter Kunert oder Jurek Becker, wenigstens teilweise weiter in der DDR verlegt. Andere Autoren wie Wolfgang Hilbig oder Gert Neumann waren der Querelen mit der Zensur endgültig leid und veröffentlichten nur noch in der Bundesrepublik.

Seit Ende der 1970er Jahre war zudem unübersehbar, dass sich die DDR in der Krise befand: Die wachsende Abhängigkeit von Finanzspritzen aus dem Westen war ein ebenso untrügliches Zeichen wie der Zerfall der Altbausubstanzen in den Städten. Andere Krisensymptome wie die wachsende Umweltverschmutzung oder das Waldsterben wurden als durchaus systemübergreifend diagnostiziert. Hinzu kam eine neue Spirale des Wettrüstens zwischen Ost und West, die die Gefahr eines Atomkrieges dramatisch erhöhte.

In dieser Gemengelage erschienen Umjustierungen der Erzählpoetiken unabweisbar. Sie erfolgten in drei Hauptfokussierungen, die in den 1980er Jahren als bestimmende Tendenzen des Erzählens zu Buche schlugen.

*Erstens:* Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Gesellschaftssystem wurde ergänzt bzw. ersetzt durch umfassendere Zivilisationskritik. Das System der versteinerten Widersprüche im Staatssozialismus wurde nun als Teilmoment generell fehlgehender Zivilisation in den Industriestaaten betrachtet. Kernpunkte der Kritik waren die Unterdrückung der eigenen und umgebenden Natur, die Unterwerfung menschlicher Bedürfnisse unter die Scheinerfordernisse einer immer mehr ins Leere laufenden „Megamaschine“, die Sinnentleerung des „Fortschritts“-Begriffes angesichts der fortschreitenden Zerstörung der Lebensgrundlagen des Planeten, Wachstums- und Konsumfetischismus. Kein anderes Buch brachte diese Kritiken so auf den Punkt wie Franz Fühmanns als „science fiction“ getarnter Erzählungsband „Saiäns-Fiktschen“ (1981), der vorgeblich von einer Welt nach zwei Atomkriegen erzählt, die zwischen Uniterr und Libroterr geteilt ist, zwei zum Verwechseln



ähnlichen „Apparatgesellschaften“ (Wolfgang Emmerich). Es ist dies eine Horror-Welt der „gestockten Widersprüche“, die nur allzu deutlich auf die unmittelbare Gegenwart verwies. Auch Christoph Heins Novelle „Der fremde Freund“ (1982) ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Dass die in der BRD 1983 unter dem Titel „Drachenblut“ veröffentlichte Novelle in beiden deutschen Staaten eine sehr ähnliche Resonanz erfuhr, gehörte zum Kalkül des Autors: Beklemmend führt er die Zurüstung seiner Vorgangsfigur, der 40-jährigen Ärztin Claudia vor, das Absterben ihrer Fähigkeit zu tieferer Empathie. Hein lässt seine Hauptfigur reflektieren: „Wir haben uns auf der Oberfläche eingerichtet. Eine Beschränkung, die uns Vernunft und Zivilisation gebietet.“ Romane von Jurek Becker („Aller Welt Freund“, 1982) oder Rolf Schneider („Jede Seele auf Erden“, 1988) deuteten bereits im Titel an, dass die Nicht-Verortbarkeit der Handlungsräume – Ost?, West? – programmatisch beabsichtigt worden war. Man könnte von einem späten Sieg der in den 1960er Jahren populären Konvergenztheorie sprechen, wären die Intentionen der Autoren nicht deutlich zuvörderst darauf ausgerichtet gewesen, zuerst einmal die Provinzialität des ausschließlichen DDR-Bezugs abzustreifen.

In diese Zusammenhänge sind desgleichen Bücher zu stellen, die die nicht mehr zu leugnende und zunehmende Vernichtung der natürlichen Lebensgrundlagen des Menschen ins Zentrum stellen, allen voran der nur in der Bundesrepublik erschienene Roman „Flugasche“ von Monika Maron, aber auch die als Tagebücher verfassten Bücher „Swantow. Die Aufzeichnungen des Andreas Flemming“ (1982) von Hanns Cibulka und „Störfall“ (1987) von Christa Wolf.

*Zweitens:* Ausgehend von Sarah Kirschs „unfrisierten Erzählungen aus dem Kassettenrecorder“ unter dem Titel „Die Pantherfrau“ (1973) und Maxi Wanders Interview-Band „Guten Morgen, Du Schöne“ (1977) erlebte die dokumentarische Literatur in den 1980er Jahren eine Blütezeit, die sicher auch mit den Ersatzfunktionen der Literatur in einer eingeschränkten Öffentlichkeit in Verbindung zu bringen ist. Nun erschienen „Männerbekanntschaften. Freimütige Protokolle“ (Christine Lambrecht, 1986), „Begegnungen und Gespräche“ mit den Bewohnern eines Berliner Mietshauses (Irina Liebmann, 1982), das Tagebuch eines homosexuellen Schriftstellers (Ulrich Berkes, „Eine

schlimme Liebe“ (1987), eine „Prenzlauer Berg-Tour“ (Daniela Dahn, 1987) und eine Reportage über einen Kreisratsvorsitzenden (Landolf Scherzer, „Der Erste“, 1988). Der Hunger auf ungeschönte Realitätsdarstellung war gewaltig. Auch in der fiktionalen Literatur feierten naturalismusnahe Erzählformen Urständ, bei denen das Schwergewicht auf der Thematik lag, etwa in Hildegard Maria Rauchfuß' Roman „Schlußstrich“ (1986, über Alkoholsucht) oder in Charlotte Worgitzkys viel diskutierten Büchern „Meine ungeborenen Kinder“ (1982, über Schwangerschaftsabbruch) und „Heute sterben immer nur die andern“ (1986, über Sterbehilfe). Auch literarisch ambitioniertere Autorinnen und Autoren insistierten programmatisch auf ungeschönte Widerspiegelung von Lebensrealität. Bereits Ende der 1970er Jahre sorgten Bücher wie „Transportpaule“ (1977) von Paul Gratzik, „Tod am Meer“ (1977) von Werner Heiduczek, „Meine ungehörigen Träume“ (1978) von Helga Königsdorf oder „Es geht seinen Gang“ (1978) von Erich Loest für Aufregung bei den Kulturfunktionären und Furore bei den Lesern. Beschrieb Erich Loest noch die steingrauen Stagnationen im realsozialistischen Alltagstrott, thematisierte Günter de Bruyn in „Neue Herrlichkeit“ (1984) symbolträchtig bereits Verfallsprozesse, u.a. in der Schilderung von Zuständen in einem Altersheim. Allenthalben bevölkerten nun desillusionierte, „bis auf die Knochen ernüchterte“ (Christa Wolf) Vorgangsfiguren die Prosalandschaft, so in Uwe Saegers „Warten auf Schnee“ (1981), Alfred Wellms „Morisco“ (1987), in Harald Gerlachs Novelle „Jungfernhaut“ (1987).

*Drittens:* Geschichtliche Vergewisserung, mythologische Korrespondenzen, Erzählabyrinth sind die Stichworte für eine dritte Haupttendenz der DDR-Prosa seit den späten 1970er Jahren.

Dass geschichtliche Vergewisserung, strikt an die eigene Erfahrung gebunden, sich in Werken von großer künstlerischer Überzeugungskraft niederschlagen kann, belegen Christa Wolfs „Kindheitsmuster“ (1976) wie auch Hermann Kants Roman „Der Aufenthalt“ (1977), Erwin Strittmatters „Der Wundertäter 3“ (1980) oder Franz Fühmanns Trakl-Buch „Vor Feuerschlünden. Erfahrungen mit Georg Trakls Gedicht“ (1982). Nicht mehr der Gesellschaftsroman mit viel Personage und erzählerischen Querschnitten durch Gesellschaftsgefüge dominierte, sondern an die Hauptfiguren gebundene Erzählstrategien. Da-

durch gerieten die Widersprüche zwischen subjektiver Erfahrung und ihrer Verwicklung in den Geschichtsgang sowie deren Deutungsmuster in den Vordergrund. Damit notwendig einher ging, dass in der offiziellen Geschichtsschreibung tabuisierte Ereignisse thematisiert wurden wie der 17. Juni 1953, die Traumata der Vergewaltigungen beim Vormarsch der Roten Armee oder die der Flucht aus der ostpreußischen/schlesischen Heimat 1945. Intendiert waren Anstöße zur Diskussion über bisher Verschwiegene, nicht aber Revidierungen von als Konsens betrachteten antifaschistischen Grundvereinbarungen.

Flankiert wurde der Tendenzstrang „geschichtliche Vergewisserung“ durch eine verstärkte Korrespondenzaufnahme mit mythologischen Figurationen und phantastischen Konstellationen. Angesichts der verhärteten Gegenwartsverhältnisse erwies sich der Rückgriff auf älteste Menschheitsgeschichten als probat, Kontinuitäten und Differenzen in Bezug auf humane Entwicklungen anthropologisch fundiert zu reflektieren. Genau dies unternahm Christa Wolfs „Kassandra“ (1983), Franz Fühmanns nachgelassene Erzählungen „Das Ohr des Dionysos“ (1985), Stefan Heyms Roman „Ahasver“ (BRD 1981, DDR 1988) und Stefan Schütz' Roman „Medusa“ (1986), der nur in der BRD erscheinen konnte. Gemeinsam ist all diesen Büchern, dass in ihnen die Unheilsgeschichten von Liebesverrat, Machtmissbrauch, Demagogie und patriarchalischer Anmaßung in das Zentrum erzählerischer Intention gestellt und deren Unabgegoltenheiten hervorgehoben wurden, freilich nicht ohne dringlich auf die Notwendigkeit utopisch zu denkender Ausgänge aus diesen Verhängnissen hinzuweisen.

Seit den 1970er Jahren hielten auffällig phantastische Elemente und Konstellationen Einzug in die DDR-Prosa. Erich Köhler entwarf in seinen bereits 1964 geschriebenen, aber erst 1980 veröffentlichten „Kiplag-Geschichten“ logikferne Spielräume z.B. eines „Amöbiens“, Fritz Rudolf Fries verlegte gleich ein „Mittleres Reich“ in die Mark Brandenburg („Verlegung eines Mittleren Reiches, 1984), Rainer Kirsch gab einem „kleinen lila Nebel“ Gestalt und Stimme („Sauna oder Die fernherwirkende Trübung“, 1985). Vor allem aber sind hier Irmtraud Morgners Romane „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz“ (1974) und „Amanda. Ein Hexenroman“ (1983) zu nennen. Das Hauptmotiv der Erkundung wirklicher Emanzipation der Frau in der

neuen Gesellschaft paraphrasierend, collagierte die Autorin entfesselt durch Zeiten und Räume, Mythen und Märchen, Realität und Utopie einbindend in ein komplexes Erzählgeflecht.

Die hier genannten Romane und Erzählungen belegen, dass die Erzählliteratur der 1970er und 1980er Jahre längst angeschlossen hatte an die Traditionen der europäischen und amerikanischen – besonders der südamerikanischen – Moderne. Mehr noch: In der zweiten Hälfte der 1980er Jahre griffen DDR-Autoren bewusst postmoderne Erzählmuster auf. Uwe Grünings Roman „Das Vierstromland hinter Eden“ (1986) erschuf auf mythologischem Untergrund Erzähllabyrinth, während Brigitte Burmeister in ihrem Roman „Anders oder Vom Aufenthalt in der Fremde“ (1987) ein imposantes Verwirrspiel um Identität und Entfremdung der Hauptfigur entwarf. Nicht grundlos verebte dieser Erzählstrom nach den Umbrüchen 1989/90 – zu drängend erforderten diese andere erzählerische Umgangsweisen in der Auseinandersetzung mit DDR-Erfahrung.

### *Die Großen Erzählungen und ihr Fortleben in der Post-DDR-Literatur*

Die Geschichte der DDR-Erzählliteratur durchzogen über ihr nominales Aufgehen hinaus in einer gesamtdeutschen Literatur nach 1990 mehrere Großdiskurse, die wesentliche Unterscheidungsmerkmale zur Literaturentwicklung im Westen Deutschlands umfassen: Kursorisch verknüpft waren dies die

- Erzählung von der „befreiten Arbeit“;
- Erzählung vom „schuldig gewordenen Volk“, von Wiedergutmachung und einem „Neuen Kapitel“ in der deutschen Geschichte;
- Erzählung von der Selbstverwirklichung und „Aufstand im Menschen“ – anthropologische Entwürfe des „Neuen“, im „Reichtum seiner Beziehungen“ (Marx) sich entfaltenden Menschen.

Diese, die Spezifik der DDR-Erzählliteratur wesentlich konstituierenden „Großen Erzählungen“ waren, wie gezeigt wurde, in den verschiedenen Phasen der DDR-Literatur unterschiedlichen Behandlungsweisen und Wertungsmustern unterworfen: Der emphatischen Bejahung in den Anfangsjahren folgte die nüchterne Bestandsaufnahme inhärenter

Widersprüche, um sie in einer späten Phase grundsätzlicher Kritik zu unterziehen und sie in global-zivilisatorische Kontexte einzubinden. Deshalb war nach 1990 das Erbe der DDR-Literatur trotz der heftigen Entwertungsversuche des westdeutschen Feuilletons – Stichwort „deutsch-deutscher Literaturstreit 1990“ – keineswegs abgegolten oder obsolet. Mehr noch: Die Post-DDR-Literatur nach 1990 knüpfte nach einer nachvollziehbaren Schockstille in der unmittelbaren „Wende“-Zeit an die Unabgegoltenheiten des Erbes jener Haupterzählungen an – je nach Erzählerstandort melancholisch, sarkastisch, ironisch, nüchtern-deskriptiv oder auch verbittert – jedenfalls in deutlicher Abgrenzung zum vorherrschenden postmodern-ironischen, unernst-verspielten Grundzug der westdeutschen Erzählliteratur in den 1990er Jahren. Dabei sind – bis in die unmittelbare Gegenwart nach 2010 hinein – folgende thematischen Schwerpunkte evident:

*Erstens* erschien seit dem Umbruch 1989/90 eine Fülle von autobiografisch orientierter Prosa. Der Epochenschnitt arbeitete dem Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und Lebensbilanz ebenso zu wie ausbreitbarer Erfahrungsreichtum wie der Wegfall der Zensur. Walter Jankas „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ (1989), Werner Heiduczek's „Meine unerlaubten Texte“ (1991), Günter de Bruyn's „Zwischenbilanz“ (1992), Heiner Müllers „Krieg ohne Schlacht“ (1992) oder Günter Kunerts „Erwachsenenspiele“ (1997) seien als repräsentative Beispiele genannt.

*Zweitens* wurden seit den frühen 1990er Jahren die Geschehnisse der Umbruch-Zeit selbst zentral thematisiert – und dies über mehrere Generationen hinweg. Der Bogen reicht von Brigitte Burmeisters „Unter dem Namen Norma“ (1995), Kerstin Hensels „Tanz am Kanal“ (1994), Volker Brauns „Der Wendehals“ (1995), Thomas Brussigs „Helden wie wir“ (1995) über Erich Loests „Nikolaikirche“ (1995) und Jens Sparschuhs „Der Zimmerspringbrunnen“ (1995) bis zu Jana Hensels „Zonenkinder“ (2002) oder der 1984 (!) geborenen Autorin Andrea Anna Hünninger mit ihrem Buch „Das Paradies. Meine Jugend nach der Mauer“ (2011). Und es wird wohl auf absehbare Zeit weiterer literarischer Verarbeitung harren.

*Drittens* wurde in zahlreichen Prosaveröffentlichungen individuelle DDR-Erfahrung verarbeitet. Quantitativ sind diese inzwischen un-

überschaubar geworden, selbst in Bezug auf ästhetische Qualität können an dieser Stelle nur repräsentativ einige Autorinnen und Autoren genannt werden wie Adolf Endler, Kurt Drawert, Ingo Schulze, Monika Maron, Christoph Hein, Peter Wawerzinek, Reinhard Jirgl, Angela Krauß, Katja Lange-Müller, Wolfgang Hilbig, Katrin Schmidt, Annett Gröschner, Wolfgang Hegewald, Kerstin Hensel, Jens Sparschuh, Irina Liebmann, Lutz Seiler, Clemens Meyer, André Kubiczek, Antje Rávic Strubel. Diese Aufzählung belegt vor allem, dass es auf absehbare Zeit Schreibstrategien und Diskursvernetzungen geben wird, die durchaus als „Schreibstrategien einer DDR-Literatur im vereinten Deutschland“ (Mirjam Meuser, Janine Ludwig) zu apostrophieren sind und ganz gewiss impulsreich die deutsche Kultur in einer globalisierten Welt bereichern werden. Weil sie systemische Diktaturerfahrung wie Utopien einer gerechteren Welt wie die Mühen des gelebten Alltags wie die Erfahrung geschichtlicher Umbrüche in sich aufgenommen haben, gehören die Stimmen der DDR- und Post-DDR-Literatur zum Wertvollsten, was gegen eine globale Verrohungskultur von deutscher Seite als humanes Einsprechen gehört werden sollte.